

Joseph Görres – ein Portrait im Spiegel seiner Briefe

Briefe beleuchten immer in besonderer Weise den Charakter ihres Schreibers. Auch im Fall von Görres sind sie eine einzigartige Quelle zu allen Phasen seines Lebens. Deshalb habe ich Ihnen ein Portrait im Spiegel der Briefe versprochen. Ein Portrait wird es wohl in der Kürze der Zeit nicht werden können, eher eine Skizze, ein paar hingeworfene Pinselstriche, nicht mehr als einige Momentaufnahmen, in denen Görres selbst zu Wort kommen soll. Wir wollen dazu die einzelnen Phasen seines Lebens, jene sechs oder sieben Leben, von denen er selbst einmal gesprochen hat, Revue passieren lassen und sie im Licht – oder vielleicht auch im Gegenlicht – der Briefe betrachten.

Schauen wir also zunächst auf die erste Phase seines Lebens. Als im Sommer 1789 die Französische Revolution beginnt, ist er ein dreizehn-jähriger Gymnasiast, als die Franzosen in Koblenz einziehen, ist er 18 Jahre alt, und gehört zu dem Häufchen begeisterter Revolutionsanhänger, die die anrückenden Franzosen mit Enthusiasmus bejubeln, beseelt von der Hoffnung auf eine glänzende Zukunft in Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Seine erste Zeitung, das *Rothe Blatt*, das er mit 22 gründet, steht unter diesem Vorzeichen: er will für seine politischen Ziele kämpfen, seine Landsleute zu begeisterten Republikanern erziehen, seiner Vision von einem „litterarisch-republikanischen Vielvölkerstaat“ zum Sieg verhelfen.

Görres' *Roths Blatt* ist ein revolutionäres Jubelblatt – aber auch ein Organ eines engagierten Enthüllungsjournalismus, er prangert Amtsmissbrauch und Korruption an, deckt Missstände in der Verwaltung auf, nennt die schwarzen Schafe beim Namen - ohne Rücksicht und ohne Angst vor den Folgen. „Wohl weiß ich, - so schreibt er - daß mir, indem ich auf diese Art allen großen und kleinen, mächtigen und ohnmächtigen Despoten, Aussaugern, Blutigeln, Egoisten, Bösewichten, Usurpatoren, Schwachköpfen und Dunsen den Krieg ankündige, ein schwerer Kampf bevorsteht; aber es sey darum! Für die gute Sache bin ich zu jeder Aufopferung bereit.“ Da ist er schon, der streitlustige Kämpfer, der für seine Ideen und Überzeugungen ficht, ohne Rücksicht auf Verluste - ein Charakterzug, den Görres nie verlieren wird.

Das revolutionäre Frankreich ist für Görres das große Vorbild. Und er wünscht sich für seine Heimatstadt und das ganze von Frankreich besetzte linksrheinische Gebiet nichts sehnlicher, als mit dem großen Bruder ganz verbunden zu sein, als vollwertiger Teil Frankreichs in die große Nation aufgenommen zu werden. Um dieses Ziel zu erreichen zieht er im Spätherbst 1799 als Führer einer Koblenzer Deputation nach Paris. Diese Parisreise markiert bekanntermaßen seine politische Desillusionierung.

Ich will Ihnen hier aber nicht den heißblütigen Revolutionär vorstellen, sondern den schwärmerischen Jüngling, denn diese frühen Jahre politischen Engagements und revolutionärer Begeisterung sind für Görres auch Jahre der Selbstfindung und Jahre seiner jungen Liebe.

Die Briefe, die er in dieser Zeit, während und nach seiner Parisreise, an seine Jugendliebe und spätere Frau Katharina von Lassaulx schreibt, geben tiefen Einblick in seine Seelenlage in dieser Umbruchphase seines Lebens, in seine Hoffnungen und Träume.

Viele dieser Briefe sind bereits von Görres' Tochter Marie teilweise veröffentlicht worden. Aber erst der Vergleich mit den Originalen im Görres'schen Familienarchiv gibt Preis, was Marie in ihrer Edition verschämt verschwiegen oder geschönt hat. In diesen Originalbriefen kann man den jungen Görres nun erstmals sozusagen im Originalton hören.

Die Briefe aus dieser Phase zeigen, dass sich Görres seiner Verbindung mit seiner Jugendliebe noch keineswegs sicher sein konnte, dass er noch fürchten musste, dass die Eltern Katharinas nicht in die Verbindung einwilligen würden, war doch der junge revolutionäre Heißsporn aus einfacher Familie nicht der Wunschkandidat der vornehmen Familie von Lassaulx. In seinen Briefen deutet er zum Beispiel Intrigen an, die ihm Sorge bereiten, Gerüchte von einer Liebschaft von Görres in Paris, die Katharinas Mutter hinterbracht wurden. Noch nach seiner Rückkehr aus Paris, im Frühjahr 1800 sieht er sich mit einem Besuchs-Verbot konfrontiert. An Katharina schreibt er:

„Deine Mutter habe ich mehreremale gesprochen, ohngeachtet jede Unterredung der Art mir in jeder Hinsicht das Peinlichste ist, was ich mir nur vorstellen kann. Räsoniren über Angelegenheiten des Herzens ist an sich schon ein widriges Geschäft, und nun hier noch alle die traurigen Nebenumstände dabey. Leider war nun da wieder das Resultat, ich dürfe dich nur selten sehen ... ich fuhr zusammen, mein Todesurtheil würde nicht so auf mich gewirkt haben. O liebe, was wird noch daraus werden, wenn dieser schreckliche Zustand noch lange so dauert ... Doch nun, hat das Schicksal Eigensinn, ich habe Zeit; sey du nur gefaßt Liebe, für mich – ich bin abgehärtet im Entsagen. ... meine Zuversicht, daß es bald enden, bald glücklich enden werde, wird mich nicht verlassen.“

Er versucht, Katharina mit seiner immer wieder beteuerten Zuversicht anzustecken, sie trotz aller Widrigkeiten auf den Glauben an die gemeinsame glückliche Zukunft einzuschwören. So schreibt er im Dezember 1799 aus Paris:

„Liebes Mädchen faße dich, wenn je Besorgniße in dir aufgestiegen seyn, sieh ein Genius wacht über dich und mich, in wie vielen Gefahren schwebte ich nicht schon die letzten unruhigen Jahre meines Lebens hindurch, und immer führte er mich unversehrt darüber hinweg. Das macht mich nicht vermeßen, flößt mir aber einen Grad von Zutrauen ein, der mich nie verläßt, und nie täuscht, gutes Mädchen theile diese Zuversicht mit mir, sie wird dir manchen Kummer ersparen.“

Und er schreibt ihr von seinen Träumen für eine gemeinsame Zukunft – weit entfernt von Koblenz, den Verwandten und Freunden, auch von der Vergangenheit, von den politischen Unruhen im französisch besetzten Koblenz – in einer pastoralen Idylle, wie er sie aus der Literatur kennt.

„Sieh Liebe! Da mache ich jetzt in meinem Exile nichts als Pläne für dich und dein künftiges Glück und deine Zufriedenheit. ... Ruhe muß werden, und wird bald werden ... Dann fallen die Hinderniße weg, die sich bisher unserer Liebe entgegensetzten, und Käddy wird mein, ganz mein. Dann führe ich dich nach der Schweyz. Dort suchen wir ein schönes romantisches

Gebürge, und auf ihm eine Stelle, die wenigstens tausend Klafter über dem Tummelplatz aller menschlichen Leidenschaften erhaben ist. Dort in einer Sennhütte sollst du wohnen, umgeben von der reinen, stärkenden Gebirgsluft, umgeben von guten Menschen, gefälligen Gegenständen, und abgeschnitten von aller Gemeinschaft mit den kleinlichsten, erschütternden, Vorgängen der Unterwelt ... Eine Heerde sollst du haben, und wenn du willst selbst mit auf die Weide gehen, Sennhirtinn sollst du werden, und dich unter dem schönen reinen Himmel ganz deinem Hange nach stiller Ruhe, und in sich selbst zurückgezogener Schwärmerey überlaßen können. Und ich werde bey dir leben ... Sieh das sind die schönen Bilder, mit denen ich mir die Trennung von dir erträglicher mache, und sie sollen realisiert werden.“

Eine andere Vision für die Zukunft spricht er in diesen Briefen an: einen ehrgeizigen Plan für die Frau an seiner Seite. – Die Rolle der Frau ist ein öfters angesprochenes Thema in diesen Briefen: der Mann, der wirken muss in der Welt, in der Gesellschaft, die Frau, die v.a. stark ist in ihrem Vermögen zu lieben. Katharina hadert mit diesem Frauenbild und mit diesem Schicksal, und Görres hat eine Idee:

„Da sagst du nun auch in Deinem Briefe, alles Große, Wissenschaft, Kunst sey unser Erbtheil geworden, das eurige nur Liebe. Wissenschaft – da hast du recht, nicht so Kunst. ... Unsere Dichterinnen beweisen, wie manches der weibliche Geist vermag, was dem männlichen unzugänglich ist. ... Man sage nicht, daß Ausbildung ästhetischer Talente sich nicht mit der Bestimmung des Weibes vertrüge. ... Wenn ich daher über meine KäTTY etwas vermag, dann werde ich sie dazu zu bestimmen suchen, sich irgend eine Kunst, die Mahlerey etwa zu wählen, und es dann im Ernste darauf anzulegen, es darinn bis zum Meisterschaften(!) zu bringen. Du hast Anlagen, liebe, zu deren Entwicklung es in meinem künftigen Leben an Gelegenheit nicht fehlen wird, dein Sinn für's Schöne ... hat schon einen bedeutenden Grad von Schärfe, Reinheit und richtiger Stimmung, du wirst dein natürliches Gefühl, deine anspruchlose Naivität in deine Kunst übertragen, ... da sollte es mir nicht bange seyn, unter dem Pinsel meiner KäTTY Werke hervorgehen zu sehen, von denen niemand sagen soll, daß sie mittelmäßig sind. Während ich selbst also auf dem Gebiete des Wissens umherstreifte, würdest du auf jenem der Kunst Blumen pflücken, ... Ueberlege dir das, liebes Mädchen, es ist keine unausführbare Chimäre, ... nur von deinem Entschlusse hängt's ab, ... Schlag ein liebe KäTTY! Erschrick nur nicht vor dem Namen Künstlerinn, sage nicht, du habest nicht den Ehrgeiz, dich dahin zu verirren. Nur den Ehrgeiz brauchst du zu haben, mich mit deinen Arbeiten zu befriedigen...und für das Uebrige sey dann unbesorgt. Nur den Vorsatz etwas zu leisten, und du wirst's leisten.“

Auf den ersten Blick mag dieser Vorschlag gönnerhaft, ja macho-haft und übergriffig scheinen, doch zeigt er auch den aus Aufklärung und Revolution gewonnenen Bildungsoptimismus des jungen Görres, seine tiefe Überzeugung von der Möglichkeit der Selbstverwirklichung und Selbstoptimierung, der Ausschöpfung der eigenen Entwicklungsmöglichkeiten, das jugendliche Gefühl des „Alles ist möglich“.

Nach der schicksalhaften Parisreise endet die erste Phase politischen Engagements in Görres' Leben. Er verheiratet sich – ja, die Familie Lassaulx willigt letztendlich doch ein – er tritt eine

Stelle als Lehrer am Koblenzer Gymnasium an, unterrichtet Physik und Chemie, beschäftigt sich nebenbei intensiv mit Medizin und Naturwissenschaften und mit der Naturphilosophie. Die naturwissenschaftlichen und naturphilosophischen Werke dieser Jahre machen ihn in der Fachwelt bekannt. – Umso mehr fühlt er die Enge seiner Heimatstadt, die dem Forscher wenig Möglichkeiten bietet.

Die Briefe jener Zeit geben Auskunft über die Pläne und Hoffnungen, die den jungen Familienvater in diesen Jahren umtreiben. Sie sprechen von der Hoffnung (trotz einer fehlenden universitären Ausbildung – gern hätte er Medizin studiert), irgendwo an einer Universität oder Akademie angestellt zu werden. Auch von der Hoffnung, dem Joch des verhassten napoleonischen Systems unter der französischen Besatzung zu entrinnen.

1805 schreibt er an den Freiherrn von Aretin in München, der als Herausgeber der *Aurora* eine Reihe seiner Aufsätze veröffentlicht hat:

„Ich trage seit einiger Zeit Auswanderungsprojekte mit mir herum ... Es ist nämlich nicht mehr auszuhalten in diesem Lande. ... Es ist erschrecklich unten und oben, und überall von Schlechtigkeit überlaufen zu seyn, daß man nicht athmen kann, ohne daß die Stickluft einen zu erwürgen droht, und abscheulich und wahrhaftig lebenverkürzend, ... Sie haben keinen Begriff davon, wie der Nordwind, der in diesem Lande das ganze Jahr itzt weht, immer schneidender wird ... es bleibt kein anderes Mittel als die Flucht um nicht angesteckt zu werden. Nach Rußland mag ich nicht, das ist mir physisch zu Nordisch, nach Bayern wollt ich wohl, am Liebsten nach Franken, das meinem Rheine wenigstens noch am nächsten liegt.“

Görres denkt damals an die Universitäten Würzburg oder Landshut. Doch es kommt anders.

1806 bietet sich für ihn endlich die Gelegenheit, an einer Universität zu lehren, und zwar in Heidelberg. Zwei Jahre verbringt er dort, hält Vorlesungen über Philosophie und Kunst, über Natur und Kosmos, ja man könnte sagen, über Gott und die Welt. Und es werden zwei sehr wichtige Jahre: Jahre, in denen Görres mit Clemens Brentano und Achim von Arnim Freundschaft schließt und mit ihnen zum Hauptvertreter der sogenannten Heidelberger Romantik wird. Mit seiner angeborenen Freude an der Konfrontation wirft er sich mit ihnen in den Kleinkrieg, der in Heidelberg zwischen erbitterten Gegnern und glühenden Anhängern der Romantik tobt, zwischen den Verfechtern eines nüchternen Rationalismus und der Aufklärung und den Anhängern der Romantischen Dichtung, die sich für das Mittelalter und die altdeutsche Literatur begeistern. Die Folge ist, dass er sich allzu viele Feinde macht, die heftig gegen ihn intrigieren. In Heidelberg kann er deshalb nicht bleiben. Hoffnungen auf eine Universitätskarriere anderswo zerschlagen sich. So muss er wohl oder übel an sein Gymnasium und damit auch unter die Herrschaft der Franzosen zurückkehren.

Mit umso größerem Elan stürzt er sich in seine vielfältigen Studien.

Die Briefe aus den kommenden Jahren zeigen Görres als begeisterten Forscher von atemberaubender wissenschaftlicher Vielseitigkeit und schier unendlichem verbissenen Fleiß.

Neben seiner Tätigkeit an der Schule treibt er nach wie vor naturwissenschaftliche Studien. Er führt physikalische Experimente durch, beschäftigt sich mit Studien zur Physiologie und Anatomie. Seit Heidelberg beschäftigt er sich darüber hinaus intensiv mit germanistischen

und altdeutschen Themen – angesteckt von Brentano und Arnim und ihrer Liedersammlung *Des Knaben Wunderhorn* und von den germanistischen Studien der Brüder Grimm, mit denen er nun bekannt wird. Er gibt eine Sammlung mittelalterlicher Quellen heraus, die *Deutschen Volksbücher* und arbeitet an einer Ausgabe des *Lohengrin*. Seine große *Mythengeschichte der asiatischen Welt* beschäftigt sich mit den Wurzeln aller Mythe und aller Religion in Asien. Zwei ganze Jahre lang lernt er altpersisch, nur um ein persisches Epos zu übersetzen, den *Schahnameh* des Firdusi.

1812 klagt er in einem Brief an Achim von Arnim, er fühle sich „unbarmherzig“ zwischen seinen vielen „Liebschaften“, der physikalischen, der physiologischen, der historischen, mythologischen und der altdeutsch-literarischen „herumgezerrt“. Und all das inmitten des bunten Chaos einer lebhaften nunmehr drei Kinder zählenden Familie.

„Meine Familie hat sich übrigens um zwölf Vögel zwey Distelfinken, zwey Zeisige, zwey Dompfaffen, zwey Canarienvögel, zwey Stockfinken und zwey Buchfinken vermehrt, die mir nun zusammen nebst den Kindern ein mörderlich Geschrey um den Kopf machen. In all dem Lärm habe ich in Jahr und Tag Persisch gelernt. ... Weiter habe ich die Zeit meine Mathematik, Differenzialrechnung inclusive wieder aufgefrischt, in der Mechanik viel gethan, viel über das Licht experimentiert, die Studien zu meinem Mythenbuche fortgesetzt, über Naturrecht gelesen, und sonst meine Stunden gegeben, meinen großen Garten selbst und Allein umgearbeitet, also wie du siehst nicht auf der Bärenhaut gelegen, und doch fürchte ich wachsen die Sachen mir alle über den Kopf zusammen, ich muß siebzig Jahre bey gutem Verstande alt werden, wens was werden soll.“ „Ich habe oft gewünscht, daß wie der Saturn seine 7 Trabanten hat, so das Leben gleichfals sein halbes Dutzend Nebenleben haben möge, dann könnte man Sanskrit treiben in der einen Kammer, Persisch in der Andern, Mathematik in der dritten, Physik, Chemie in einer, Poesie, Geschichte, jedes im eigenen Behälter, und man hätte den Kern noch unangetastet fürs Beste.“

Die Entfernung zu allem wissenschaftlichen Leben wird Görres immer stärker bewusst, es fehlt ihm die lebendige intellektuelle Atmosphäre einer Universitätsstadt, in der man sich aneinander reiben und gegenseitig befruchten kann, der anregende Austausch unter Gelehrten, wie er ihn in Heidelberg kennengelernt hat. In seiner von allem wissenschaftlichen Betrieb isolierten Lage ist Görres nun angewiesen auf briefliche Kontakte.

Der intensive Briefwechsel mit den Brüdern Grimm, der sich in dieser Zeit entwickelt, zeugt davon, wie wichtig die gegenseitige Befruchtung, der briefliche Kontakt zwischen Wissenschaftlern damals war, zumal in Kriegszeiten, die diesen Austausch an sich schon zunehmend schwieriger machten. Das beginnt schon mit den Schwierigkeiten der sicheren Beförderung der Post. Dazu kommt die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit, an Literatur und Quellen zu kommen – in diesen Tagen im zersplitterten, durch Kriege und Besatzung heimgesuchten Deutschland ein allgemeines Problem des Wissenschaftsbetriebs.

„Bei der großen Zerstreung der Hilfsmittel in Teutschland gibt es keinen andern Weg ... als durch eine wechselseitige freie Mitteilung, wo jeder gibt, was er hat, und empfängt, was er braucht in allgemeiner literarischer Gastfreundschaft“, schreibt Görres und praktiziert den Austausch von Gedanken und Ideen ebenso wie von Abschriften, Notizen, Handschriften und Sekundärliteratur mit großer Freigebigkeit. Jene „wechselseitige Gefälligkeit“ verbindet ihn

mit vielen Gelehrten. Man tauscht sich über philosophische Themen und über orientalische oder germanistische Forschungen aus, hilft sich gegenseitig mit Auszügen aus der Literatur. Görres schickt einem dieser Freunde sogar einen eigenen Aufsatz noch vor Drucklegung, macht sich die Mühe, die eigenen Exzerpte für ihn noch einmal abzuschreiben, schickt sogar Unikate seiner Abschriften. „Über Geben und Nehmen“ so schreibt er, „aber werden wir kein Register führen.“

Wenn die Brüder Grimm von den Hindernissen berichten, die ihrer Arbeit im Wege stehen, von der schwierigen Suche nach Verlegern etwa oder vom Ärger mit der wissenschaftlichen Konkurrenz, finden sie in Görres einen verständnisvollen Leidensgenossen. Man warnt sich gegenseitig vor konkurrierenden Fach-Kollegen, die im Wettlauf um erste Ausgaben der nun peu à peu wiederentdeckten mittelalterlichen Literatur den eigenen Arbeiten zuvorzukommen drohen, tauscht sich über nordische und asiatische Studien aus, diskutiert über wissenschaftliche und literarische Neuerscheinungen, über philologische Detailfragen wie etwa über Versmaß und Alliteration im Persischen, über die Handschriften, an deren Herausgabe man arbeitet, man liest wechselseitig alle Veröffentlichungen, bespricht sie in Rezensionen. Die Brüder vermitteln Görres für seine orientalischen Studien wichtige Handschriften und Sekundärliteratur aus der Göttinger Bibliothek, Görres vermittelt ihnen Abschriften altdeutscher Handschriften aus der Vatikanischen Bibliothek.

Aus den Briefen dieser Zeit springt uns auch die ungeheure Begeisterungsfähigkeit an, mit der Görres an all seine Studien herangeht.

Ein Beispiel dafür ist seine zwei Jahre andauernde Beschäftigung mit dem persischen Nationalepos, dem *Schahnameh*, in der er buchstäblich an die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit geht, die ihn aber zu wahren Begeisterungstürmen hinreißt. Der *Schahnameh* ist ein Heldenepos, ähnlich wie Homers Epen, das *Nibelungenlied* oder die *Edda*, mit der sich gleichzeitig die Brüder Grimm beschäftigen. Görres' Übersetzung wird als *Das Heldenbuch von Iran* in Druck erscheinen. Mit dem Mut des Autodidakten, der vor nichts zurückschreckt, stürzt er sich in diese selbstgestellte Aufgabe. Noch während er die Vokabeln lernt, beginnt er, sich durch das Manuskript zu kämpfen, das er nur für kurze Zeit entleihen kann.

„Denken Sie sich 120 000 Verse nicht 12 000, in orientalischer Sprache im Manuskripte, mit aller orientalischen Schreiberfreyheit in den Zügen zusammengehext, und nun zu dem ungeheuren Knäuel 90 Tage, wovon mir Krankheit von Frau und Kindern 20 aufgezehrt, der Rest halbirt werden muss, weil ich nur den halben Tag darauf wenden kann. ... am Ende also muß der Nervengeist die Unkosten decken.“

Doch die Mühe lohnt sich. Aus vielen Briefen dieser Zeit spricht die schiere Begeisterung: „Es ist ein gar köstliches Buch, hell, klar, bilderreich ... unterhaltend daher wie die tausend Nächte, dabey alles mit großer Delikateße behandelt, und mit reichen brennenden Farben kolorirt, ... Es ist ein gar interessantes und mir sehr liebes Buch, das mich für das fatale Vokabeln Lernen seit einem Jahre her, reichlich entschädigt. ... Der Eindruck, den das Ganze in meiner Phantasie zurückgelaßen hat, ist der einer Luftspiegelung, einer Fata Morgana ... Es ist ein ganz vortreffliches Gedicht, untadelig in allen Theilen, mit einem Feuer und Glanz wie

südlicher Himmel, beredt, geistreich, blühend, dabey unendlich wichtig für die alte Geschichte, ich ergötze mich gar sehr an dem Buche.“

Nach diesen Einblicken in den Wissenschaftler und Forscher will ich Ihnen noch einen kurzen Blick auf den politischen Kämpfer gewähren. Wir kommen damit in eine nächste Phase des Lebens von Görres, in die Jahre 1814-1816, in denen er als Herausgeber des *Rheinischen Merkur* zu nie gekannter Berühmtheit gelangte.

Ein Brief aus der Spätzeit des *Rheinischen Merkur* mag beispielhaft für diesen politischen Kämpfer stehen. Für die Geradlinigkeit und den kompromisslosen Mut, mit dem er stets für seine Überzeugungen einstand und focht. Es ist ein Brief von Görres an den preußischen Staatskanzler Hardenberg aus dem Jahr 1815. Vorausgegangen waren Beschwerden aus Bayern und Württemberg, auch aus Russland, gegen den *Merkur*, und Stimmen in Berlin, die ein Verbot der Zeitung forderten, denn Görres hatte kein Blatt vor den Mund genommen gegen Preußen und die ehemaligen Rheinbundstaaten, die in seinen Augen einer Einigung Deutschlands und einer gemeinsamen Verfassung entgegenarbeiteten. Hardenberg, der Görres, so gut er konnte, immer in Schutz genommen hatte, versuchte ihn zu warnen, er solle seine Sprache mäßigen, Angriffe auf den Wiener Kongress und verbündete Mächte, persönliche Ausfälle gegen preußische Beamte unterlassen. Doch Görres will alles oder nichts, er fordert vollständige Zensurfreiheit. So antwortet er Hardenberg mit einem Brief, der an Deutlichkeit nichts zu wünschen übriglässt:

„Ew. Durchlaucht haben geruht, mir die Bedingungen mitzutheilen, unter denen die Fortdauer des Blatts möglich sey. Sollten diese nach der Strenge des Worts genommen werden, dann würde nichts als eine ganz gewöhnliche Zeitung übrig bleiben. Wenn ich meine Laufbahn von Anfang her übersehe, dann muss ich wohl glauben, dass ich nicht umsonst, und ohne höhern Beruf am Orte sey, zu dem ich mich nicht gedrängt, und den ich aus keinerley Ehrgeiz oder sonstigen Absichten behaupte ... Nein ich habe ein heiliges Amt zu verwalten, ich muss es nach meinem Gewissen führen, oder völlig niederlegen. Mir ist es nicht gegeben, mich unter Zwang und Rücksichten geistig zu bewegen. Kann ich nicht länger meiner Überzeugung folgen und muss ich einen andern Richter als mein Gefühl und meinen Takt befragen, dann weicht der Geist von mir, und ich bringe kaum das Gewöhnliche zu Stande.“

Ein halbes Jahr später, im Januar 1816, wurde der *Merkur* schließlich verboten.

Mit dem Ende des *Merkur* ist Görres zwar sein publizistisches Organ genommen, aber geschlagen gibt er sich noch nicht. Die beiden Schriften, mit denen er sich nun zu Wort meldet, *Kotzebue und was ihn gemordet*, und *Teutschland und die Revolution* werden den endgültigen Bruch mit Preußen bringen und Görres ins Exil zwingen. Ganze acht Jahre – von 1819-1827 – verbringt er im Exil, in Straßburg und in Aarau in der Schweiz. In diesen Jahren vollendet sich bekanntermaßen seine endgültige Rückkehr zur katholischen Kirche.

Die Briefe aus dem Exil, zumal die an die Familie aus der ersten Zeit, in der er noch allein im Exil lebt, zeigen einen Mann, der, keineswegs gebrochen durch die Ereignisse, seinem Aufenthalt in der Fremde sogar manch Gutes abgewinnen kann. Die Straßburger Bibliothek bietet ihm einen neuen spannenden Schatz an Handschriften. Als glühender Naturliebhaber tut

er, was er in solchen Situationen gerne tut, er läuft sich den Zorn von der Seele, wandert durch die Schweiz. An die Frau zu Hause schreibt er begeisterte und poetische Naturschilderungen:

„Zürich liegt am untern Ende eines großen sieben Stunden langen, breiten See's, den grünen(!) Berge, die auf beiden Seiten weit auseinanderweichen, gar schön begränzen ... Ueber diesen Vorbergen erheben sich nun von einem Ende zum andern die schneebedeckten Alpen in langem Zuge, die ich von meinem Fenster, von der Brücke, auf jedem Wege immer wieder, und auf jeder Höhe und jedem Berge immer breiter und weiterhin gedehnt erblicke. Im Morgenlichte sind sie blank und glänzend, daß man sie auf die Länge nicht ansehen kann, in jeder Tagesbeleuchtung schön, wirklich zauberhaft aber im Abendscheine der untergehenden Sonne. Es ist mit Worten nicht auszusprechen, welch ein Spiel von Farbentönen und Lichtern dann beginnt, bei jedem Zustande der Atmosphäre und der Erde, bei jeder Sonnenhöhe anders, aber besonders an warmen hellen Abenden ... Wenn es zum Untergang neigt, kommen an den Höhen seitwärts und zu hinterst am See die blauen Töne zuerst zum Vorschein, und fließen allmählig an den Wäldern von beiden Seiten immer tiefer herunter gegen den See. Mitten zwischen ihnen am Hintergrunde glimmen dann die violetten auf, und laufen in vielen Abstufungen und Schattirungen an den Vorbergen herauf, zu beiden Seiten von jenen blauen eingefaßt. Oben darüber ziehen nun die Schneeberge hin alle im Goldglanz ... Von Secunde zu Secunde, wie die Sonne mehr sich senkt, wechselt nun das Schauspiel, die Farben werden glänzender in der Mitte, die Lichter höher oben, und die Schatten unten dunkelblauer; um den Grundbaß in der Tiefe spielen nun nach allen Seiten die bunten Töne harmonisch durcheinander, unten mit dem grünen Wasser, oben mit dem blauen Himmel sich verschmelzend, und so oft man auch das Schauspiel sieht, man freut sich immer wieder auf's Neue an dem Bilde. ... Fährt man auf dem See, dann sind besonders die Widerscheine im Wasser ganz herrlich, der See spielt in den violetten, rothen und gelben Lichtern wie eine Seifenblase, während er im Rücken im direkten Auffallen der Abendsonne brennt.“

Bei aller Begeisterung: es bleibt die Sorge um die Familie zu Hause und so schließt auch dieser Brief wie alle andern mit der dringenden Aufforderung, doch bald zu schreiben:

„Ich rechnete darauf hier noch Briefe zu erhalten, und gehe nun, wenn heute nichts kommt, in einiger Sorge weg, die natürlich immer zunimmt, je weiter man sich entfernt. Darum schreibe fein ordentlich ... Haltet euch nur wohl und gesund, das ist die einzige verwundbare Stelle, die ich habe, das Andere verschlägt mir wenig. Wenn euch etwas widerführe, dann käme ich über Berg und Thal gelaufen, und sie könnten eben mit mir nachher machen, was sie wollten.“

Unsere Zeit geht zu Ende, deshalb nur noch ein kurzer Blick in die letzte Phase seines Lebens, nach München.

1827 hatte Görres den Ruf als Professor für Geschichte in München bekommen und war dort der Mittelpunkt eines Kreises katholischer Gelehrter geworden. In seiner Streitschrift *Athanasius* war er zum Sprecher des katholischen Deutschland gegen die Willkür des preußischen Staates und zum Anwalt der Freiheit der Kirche und der Gleichberechtigung der

Konfessionen geworden. Mit seiner *Christlichen Mystik* hatte er eine groß angelegte Apologie des katholischen Glaubens und seiner Traditionen gegen den säkularisierten Zeitgeist, gegen Liberalismus und Rationalismus versucht.

Die Briefe der Münchner Zeit zeigen einen Mann, der neben aller Kampfeslust auf Ausgleich bedacht war, einen Mann, der ein Netz von Verbindungen und Freundschaften in ganz Deutschland unterhielt, der offenes Haus hielt, und – wieder – den Naturliebhaber. Gerade die Briefe aus dem Südtiroler Feriendomizil und von seinem Aufenthalt in Venedig und Padua, wo er ein Freisemester verbringt und mehrere Monate die Bibliotheken nach Material für den 4. Band seiner *Mystik* durchstöbert (es ist immerhin der zur dunklen dämonischen Mystik und zu Satan). Diese Briefe zeigen, anders als dies manch einer vielleicht vermuten würde, keineswegs einen weltfremden, versponnenen Mystiker, sondern einen lebensfrohen, naturbegeisterten, für alles Neue offenen 60-Jährigen, der sich daran freut, zum ersten Mal im Leben das offene Meer zu sehen, sich am italienischen Wein und der italienischen Lebensart ergötzt, und sich wie ein Student in den Ferien fühlt.

Die Briefe der Münchner Zeit zeigen auch den Familienmenschen, der sich mit großer Fürsorge um Kinder und Enkel kümmerte, einen Mann, der stets an den politischen Geschehnissen Anteil nahm, immer eindeutig Position bezog und der bis zuletzt schreibend in die Zeitläufte eingriff.

Wir gehen zu Görres allerletztem bekannten Brief. Er mag zugleich als Beispiel dafür stehen, wie stark oft Werk und persönliche Äußerung in den Briefen einander kommentieren und ergänzen.

Dieser Brief vom Oktober 1847, also wenige Monate vor seinem Tod, ist in eine Situation hineingeschrieben, die Görres und seinen Kreis bis ins Mark hinein traf. König Ludwig I., den Görres immer als Inbegriff des christlichen Herrschers und Schutzherrn des Katholizismus geachtet hatte, hatte sich seit der Affaire um Lola Montez immer schärfer gegen die „Ultrakirchlichen“, wie er sie gern nannte, gewandt, das konservative Kabinett Abel war gestürzt, der Görreskreis zerschlagen, seine Mitglieder, Görres' Freunde allesamt versetzt und ihrer Ämter enthoben.

Am 29. Januar 1848, wenige Wochen bevor die große europäische Revolution ausbricht, stirbt Görres.

Wenige Wochen zuvor hatte Görres seinen letzten Aufsatz für die *Historisch-politischen Blätter* geschrieben: *Die Aspecten an der Zeitenwende – zum neuen Jahr 1848*. Dieser Aufsatz ist voll düsterer Voraussagen, warnt beschwörend vor einer neuen *Revolution*, vor dem Ungeheuer mit den 3 Köpfen Radicalismus, Communismus, Proletariat. Dennoch findet Görres auch hier noch hoffnungsvolle Worte. Denn der letzte Satz dieses Aufsatzes, der letzte Satz, den er jemals zu Papier gebracht hat, ist ein trotziges und ein feierliches Bekenntnis zur Hoffnung für die Zukunft: „Das Recht aber bleibt ungekränkt, gestern wie heute, immer dasselbe und unwandelbar.“

Wie eine Fußnote zu diesem Aufsatz liest sich der letzte Brief, den wir von Görres haben. Es ist ein Trostbrief an einen der Freunde, die der Aufräumaktion Ludwigs I. zum Opfer gefallen waren, an einen Beamten des Kriegsministeriums, einen pensionierten Soldaten, der nun auf

Grund seiner Zugehörigkeit zum Görreskreis – trotz Krankheit – zur Truppe strafversetzt wurde. Görres schreibt ihm:

„Ihnen allen hat der König ein neues Nest mit aller Sorgfalt gebaut, es sieht gefährlich aus mit dieser königlichen Architectur, aber ich denke, die ganze architectonische Grille ist so widersinnig, wie das andere Nest, das unsere Schwalben an Papier angeklebt ... Die Koblde, die jetzt in Europa rasen, haben alle so curiose Gesichter, ihre Sprünge sind so verwunderlich, ihre Grimassen so unheimlich und affengrinzig, daß man glauben muß, sie seyen wie die Todtengräber im Miste, von einer sorgsam Vorsehung von unten herauf gesendet, um den Unrath zu verzehren ... der alle Welt erfüllt. – Die Expedition gegen Sie, wird also auch, wie ich nicht zweyfele, ihren guten Grund haben, um Sie einstweilen in Sicherheit zu bringen. ... hinter den Heuschrecken kommt die Cholera, von der Pestjungfrau geführt, herangezogen. Das sind die Aspecten der Zeit, davor hat sie der Allernädigste hinter Wall und Graben salvirt; ist das Unwetter vorübergezogen, dann kömmt wieder heller Himmel, und die kranken Kartoffeln der Cultur werden wieder eine gesunde Nachkommenschaft zeugen. Bis dahin Gott befohlen, lassen Sie dem Winter sein Recht, und dem Unwetter seine Gerechtigkeit, ist aller Dreck verzehrt, dann wird es crepiren.“

Freilich ist es bittere Ironie, die aus diesem letzten Brief spricht, aber doch auch eine große Zuversicht und der unerschütterliche Glaube an eine letztendliche Wendung zum Guten, ein grundsätzlicher Optimismus, der Görres trotz aller Widrigkeiten sein Leben lang begleitet hatte, und das Vertrauen auf einen göttlichen Plan, der über sein eigenes Schicksal und das der Welt bestimmt, das Bewusstsein, von der Vorsehung eines wohlwollenden Gottes geführt zu sein. Vielleicht erinnern sie sich in diesem Zusammenhang noch an das Wort, das ich zu Anfang zitiert habe, das der junge Görres fast 50 Jahre zuvor an Katharina geschrieben hatte: „sieh ein Genius wacht über dich und mich ... Das macht mich nicht vermeßen, flößt mir aber einen Grad von Zutrauen ein, der mich nie verläßt“

– und so mag sich mit diesem Wort der Kreis am Ende unserer kleinen Expedition durch Görres' Briefe schließen.
